

# Prolog

Wenn die Rollen vertauscht und ich die moderne junge Frau gewesen wäre, die an diesem Morgen mit ihrer amischen Freundin eine Autobahnraststätte betrat, hätte ich einen Tisch ganz hinten an der Wand gewählt. *So weit weg wie möglich von allen neugierigen Blicken.* Aber die Entscheidung, wo wir uns hinsetzten, traf Heather Nelson. In ihrer leuchtend rosafarbenen, kurzärmeligen Bluse und einer hautengen Jeans zog sie, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, einen Stuhl heraus und setzte sich mitten im Restaurant an einen Tisch zwischen den ganzen Englischen. Die noch dazu fast alle Männer waren.

Vielleicht bemerkte sie diese Leute auch überhaupt nicht. Ich habe ehrlich keine Ahnung. Schließlich war ihr diese Welt vertraut. Ich hingegen spürte, wie ich zu schwitzen begann, als ich mich auf meinen Stuhl setzte und mir der neugierigen Blicke sehr bewusst war. Ich konnte nur ahnen, was man über uns beide dachte. *Wir sind so verschieden wie Rosmarin und Salbei.*

Ich nahm schnell die Speisekarte und versteckte mich hinter der langen Liste aus Sandwiches, Suppen und Milchgetränken. Aber mein Appetit schwand im selben Maß, in dem mein Unbehagen wuchs. Ich ließ die Speisekarte ein wenig sinken und lugte über den Rand zu Heather. Sie hatte ihre elfenbeinfarbene Wange auf ihre Faust gelegt und die nackten Ellbogen auf den Tisch gestützt, während sie die Menüauswahl überflog. „Siehst du etwas Gutes?“, fragte sie und funkelte mich mit ihren hübschen blauen Augen an.

Das Essen interessierte mich im Moment nicht besonders. Das bevorstehende Wiedersehen mit meiner Mutter lastete schwer auf mir. Wir waren über vier Stunden gefahren und hatten gerade die Bundesstaatsgrenze nach Ohio passiert. *Nur noch ungefähr eineinhalb Stunden, bis ich Mama wiedersehe.* Bei diesem Gedanken schlug mein Herz schneller. „Ich möchte etwas Leichtes zu essen, wenn ich überhaupt etwas esse.“

„Ein süßes Teilchen?“

„Hm, eher nicht.“ In einer solchen Raststätte kamen die Kuchen und Teilchen höchstwahrscheinlich aus einer Plastikpackung.

Heather warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. „Willst du immer noch am frühen Nachmittag in Baltic sein?“

Ich nickte, wandte mich um und schaute aus dem Fenster auf den Parkplatz. Mir graute vor dem Gedanken, wieder ins Auto zu steigen, obwohl es angenehm war, dass wir damit so schnell vorankamen. Mit einem Seufzen blickte ich wieder zu Heather und war mir der zwei Männer, die in unsere Richtung schauten, sehr wohl bewusst. „*Das sind Fernfahrer*“, hatte Heather mir erklärt, als wir angehalten hatten, um zu tanken.

„Grace?“ Sie runzelte jetzt die Stirn. Die Kellnerin kam auf uns zu. „Was hältst du davon, wenn wir etwas zum Mitnehmen bestellen?“

Ich stimmte ihrem Vorschlag zu, während die Kellnerin mir neugierige Blicke von der Seite zuwarf, bevor sie meine Bestellung aufschrieb. Die blonden Haare um ihr rundliches Gesicht waren ganz *schtruwwlich*. „Sie beide ... ähm, gehören zusammen?“

Heather nickte und warf einen ungerührten Blick auf meine Gebetshaube. Sie bestellte sich einen Kaffee und ein Zimtbrötchen, überlegte es sich dann aber anders, schüttelte den Kopf und fragte schnell, ob es auch frisches Obst gebe. „Erdbeeren? Und einen oder zwei Äpfel?“

Nachdem die Kellnerin wieder gegangen war, stellte ich fest, dass die zwei Männer uns immer noch anstarrten. Sie hatten die Ärmel bis zu ihren muskulösen Schultern hochgekrempt. Ihre Arme waren von oben bis unten tätowiert: winzige Babyfußabdrücke und eine rote Rose mit einer schwarzen, dornigen Ranke, die sich bis zum Ellbogen des einen Mannes nach unten zog. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Jetzt starrte ich die beiden ebenfalls an. Hatte Mama in den letzten Wochen, seit sie von zu Hause fort war, ähnliche weltliche Dinge gesehen?

Heather drückte meinen Arm und legte den Kopf schief. „Geht es dir gut, Grace?“

Einer der Männer wandte den Blick ab, während der andere das Gesicht zu einem spöttischen Grinsen verzog.

„Ehrlich gesagt, bin ich ziemlich müde.“ Ich entschuldigte mich und ging zur Toilette, um mir kaltes Wasser ins Gesicht zu spritzen. Ich nahm eines der Papierhandtücher, die nicht in einer Halterung an der Wand steckten, sondern einfach auf der Kante des schmierigen Waschbeckens lagen. Ich riss mir schnell ein Stück ab und trocknete mein

Gesicht und meine Hände ab, während meine Angst spürbar wuchs.  
*Wie wird Mama reagieren, wenn sie mich sieht?*

Ich hob den Kopf und schaute in den trüben Spiegel. Bei uns zu Hause gab es fast nur Handspiegel, die so klein waren, dass ich kaum meinen ganzen Kopf sehen konnte, geschweige denn den oberen Teil meines Kleides. Selbst meine Kommode hatte nur einen kleinen Spiegel, ganz anders als die Kommoden im Haus unserer englischen Nachbarn, den Spanglers.

Einen kurzen Moment lang schämte ich mich. Mama hatte meine Schwester Mandy und mich gelehrt, uns nicht zur Eitelkeit verführen zu lassen. Wir hatten diese Ermahnung immer befolgt. Fast immer.

Während ich mein Spiegelbild erneut betrachtete, konzentrierte ich meinen Blick nicht auf meine honigblonden Haare, die unter meiner Gebetshaube hervorschauten, und auch nicht auf die Form meines Gesichts. Mein Blick blieb an meiner müden, verängstigten Miene hängen. Ich sah jetzt deutlich die Ungewissheit in meinen blauen Augen. Ich legte die Hände an meine Wangen und atmete ganz langsam ein.  
*Ist diese Fahrt wirklich eine gute Idee?*

Ich seufzte und wusste in meinem Herzen, dass ich gern bereit war, meine Unsicherheit und sogar meine Angst zu ertragen, wenn das bedeutete, dass Mama wieder nach Hause käme. Ich sollte trotz der neugierig glotzenden Augen und der Unannehmlichkeiten diese Fahrt als das sehen und genießen, was es war: eine Gelegenheit, dass Mama wieder von vorne anfangen könnte.

Ich drehte das Wasser noch einmal auf und wusch mir zum zweiten Mal die Hände, als wären sie irgendwie davon schmutzig geworden, dass ich zu lange in den Spiegel geschaut hatte. Mama begriff inzwischen bestimmt, dass sie mit ihrem plötzlichen Verschwinden ohne die geringste Erklärung uns allen das Leben schwer gemacht hatte. Fühlte sie sich dort in Ohio nicht fremd und ausgeschlossen? Würde sie nicht gern zu Hause von Neuem anfangen?

Mir lief ein Schauer über den Rücken und ich sehnte mich nach meinem Tuch. Dann legte ich die Hand auf den Türgriff und verließ den kleinen, schmuddeligen Raum. Scheu kehrte ich zu unserem viel zu auffällig in der Mitte stehenden Tisch zurück, an dem Heather auf ihrem kleinen, modernen Telefon ihre E-Mails las, wie sie das vorher schon gemacht hatte, als wir an der Tankstelle gewartet hatten. Ich

war dankbar, dass die zwei Männer sich jetzt anscheinend mehr für ihr Essen als für mich interessierten.

Unser Essen stand bereits auf dem Tisch. „Wo muss ich zahlen?“, fragte ich, während ich die Tüte nahm.

„Das habe ich schon erledigt“, lächelte Heather und steckte ihr Handy ein. Dann warf sie sich ihre Handtasche über die Schulter.

Ich bot an, das nächste Mal die Rechnung zu bezahlen. Schließlich atmete ich tief ein und sagte: „Gehen wir“, und ging entschlossen voraus zur Tür.

Das Lamm

*Kleines Lamm, wer schuf dich?  
Weißt du, wer erschuf dich?  
Gab dir Leben, sagt dir: Friss  
bei dem Bach und auf der Wies;  
gab dir Kleidung voll von Licht,  
weichste Kleidung, wollig, dicht;  
gab dir holde Stimm' darein,  
dass die Täler sich erfreun!  
Kleines Lamm, wer schuf dich?  
Weißt du, wer erschuf dich?*

*Kleines Lamm, ich sag dir's,  
kleines Lamm, ich sag dir's:  
Man ruft Ihn bei deinem Nam';  
denn er nennt sich selbst ein Lamm.  
Er ist sanft und er ist mild;  
er ward selbst zum kleinen Kind.  
Ich zum Kind und du zum Lamm.  
Man ruft uns bei Seinem Nam'.  
Kleines Lamm, Gott schütz dich!  
Kleines Lamm, Gott schütz dich!*

*Das Lamm, William Blake*

# Kapitel 1

Es gab Tage, an denen Heather Nelson in den verschwommenen, stillen Momenten des frühen Morgens erwachte und glaubte, sie wäre wieder in Virginia. *Bevor Mama an Krebs starb.*

Heute war so ein Morgen gewesen. Aber in weniger als einer Minute hatte sie sich erinnert, wo sie war: in ihrem gemütlichen Zimmer im ersten Stock von Andy und Marian Riehls Bauernhaus, einer Gästepension, in der man das amische Leben hautnah miterleben konnte. Sie war von ihrer Krebsdiagnose und dem Besuch ihres Vaters in den letzten Tagen noch zu sehr abgelenkt, um an ihrer Abschlussarbeit weiterzuschreiben, wie sie eigentlich gehofft hatte. Ihr Vater ging in seinem Plan, mitten in dieser amischen Gegend ein Haus zu bauen, völlig auf. Seine gestrige Enthüllung, dass ihre leibliche Mutter amisch gewesen sei, hatte sie überrascht. Aber seitdem verstand sie seine Gründe, warum er ausgerechnet hierher ziehen wollte, ein wenig besser. Im Moment befand sie sich auf einem spontanen Ausflug, den sie selbst vorgeschlagen hatte. Sie fuhr mit Grace Byler, einer jungen amischen Frau, nach Ohio, um ihre Mutter, die von zu Hause weggegangen war, in Baltic zu besuchen. Heather warf einen Blick auf Grace, die so hoffnungsvoll aussah. Und so gesund.

*Werde ich sterben wie Mama? Ich bin doch erst vierundzwanzig!*

Sie konnte unmöglich vergessen, wie ihr Onkologe, Dr. O'Connor, seinen ernsten Blick abgewandt hatte, um Heather Gelegenheit zu geben, die schlechte Nachricht zu verarbeiten: Sie hatte Morbus Hodgkin, Lymphknotenkrebs. Sie hatte in seinem Untersuchungszimmer gesessen und seinen dunklen Hinterkopf angestarrt, während er zum Fenster geschaut hatte, das einen beruhigenden Blick auf den Park auf der gegenüberliegenden Straßenseite erlaubte. Die Sonne, die von hauchdünnen Federwolken halb verdeckt gewesen war, hatte ihre gefilterten Strahlen auf die duftenden, blühenden Apfelbäume mit ihren leuchtend rosa oder zartweißen Blüten geworfen.

Das lag jetzt fünf Wochen zurück. Heute sah sie am Rand der Straße, über die sie im Moment das Auto lenkte, keine blühenden Bäume. Die Vormittagssonne brannte warm auf die Gebäude nieder und

verwandelte das leuchtende Reflektieren der Fensterreihen in blendende Lichtpfeile.

Heather warf einen Blick in den Rückspiegel, um eine Lücke im Verkehr abzapfen zu können, und dann über ihre Schulter auf die Raststätte, wo sie angehalten hatten, um etwas zu essen. Vorsichtig rollte sie auf die Einfahrt, die sie zur Straße zurückbrachte, und fühlte sich trotz der langen Fahrt überraschend frisch.

Sie schwiegen, während Heather ihr Auto in den fließenden Verkehr auf der Schnellstraße einfädelt. Als sie sich auf der richtigen Fahrspur befanden, wollte Heather die Banane schälen, die sie in der Raststätte gekauft hatte. Äpfel und Erdbeeren hatte es nicht gegeben. „Wir haben nur Bananen“, hatte die Kellnerin gesagt.

Grace nahm ihr die Banane aus der Hand, schälte sie halb und gab sie ihr dann zurück. Dann schraubte sie Heathers Wasserflasche auf und stellte sie in die Flaschenhalterung an der Konsole. „So“, sagte Grace mit einem Lächeln, das ihre offensichtliche Nervosität fast verbarg.

„Danke.“ Heather warf einen Blick auf das GPS an ihrem iPhone, um zu erfahren, wohin sie fahren mussten. Soweit sie es absehen konnte, würden sie weiterhin gut durchkommen. Sie dürften in weniger als zwei Stunden bei Susan Kempf eintreffen. Trotzdem fragte sie sich, ob sich Grace wegen der bevorstehenden Begegnung mit ihrer Mutter vielleicht Sorgen machte. Wer könnte ihr daraus schon einen Vorwurf machen?

Heather versuchte, sie abzulenken. „Ist die Frau, bei der deine Mutter wohnt, eine Freundin eurer Familie?“ Sie hatten während der Fahrt einige Themen gemieden und sich nur über Dinge unterhalten, die nicht zu persönlich waren. Heather war es, ehrlich gesagt, so lieber. Grace war normalerweise gesprächiger, aber heute wirkte sie nervös. Sehr nervös sogar.

Grace schüttelte den Kopf. „Ich habe noch nie von Susan Kempf gehört. Ich habe meinen Vater gefragt, und auch er meinte, dieser Name sage ihm überhaupt nichts.“

„Was ist mit Yonnie? Du hast doch gestern mit ihm gesprochen. Weiß er mehr?“ Heather hatte schon zugegeben, dass sie Graces Gespräch mit dem gut aussehenden jungen Mann unabsichtlich mitgehört hatte, bis hin zu seinem Vorschlag, dass er Grace umwerben wollte.

Grace errötete. „Nein. Ich bin ziemlich sicher, dass er sie nicht kennt.“

„Hast du ihn gefragt?“

„Dafür war keine Zeit.“ Grace legte die Hände auf ihre schwarze Schürze. „Yonnie kommt nicht aus Ohio. Er ist in Indiana aufgewachsen.“ Sie holte Luft, als wollte sie noch mehr sagen, schloss dann aber den Mund.

Heather nahm einen kleinen Bissen von der Banane und wartete.

Schließlich sagte Grace: „Ich wollte dich fragen, was du in dieser Raststätte gedacht hast. Ich fand diese ganzen neugierigen Blicke sehr unangenehm.“

„Wir haben ziemlich viel Aufsehen erregt, was?“, lachte Heather. „Die Leute sind zweifellos überrascht, uns zusammen zu sehen. Man muss uns ja nur anschauen.“

„Wir scheinen nicht viel gemeinsam zu haben, ja. Aber *eines* haben wir gemeinsam, auch wenn das niemand weiß, der uns sieht.“ Grace wandte den Kopf und schaute Heather mit ernstesten Augen an. „Wir müssen beide ohne unsere Mutter auskommen.“

Heather nickte langsam. „Meine ist gestorben und deine ist weggegangen.“ *Wir haben noch etwas anderes gemeinsam: Wir stammen beide von amischen Eltern ab*, dachte sie und überlegte, ob sie Grace das erzählen sollte. *Würde sie so etwas Unvorstellbares überhaupt glauben?*

Grace berührte ihren Hals und ließ die Hand dort liegen. „Ich weiß, dass es etwas ganz anderes ist, wenn jemand gestorben ist, als die Tatsache, dass meine Mutter von selber weggegangen ist.“

„Der Tod meiner Mutter war für mich schwerer, als ich es mir je hätte vorstellen können“, gestand Heather. Sie schaute wieder in den Rückspiegel. „Und weißt du, ich bin ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, irgendwie sauer, wenn ich daran denke, dass deine Mutter dich und deine Familie einfach verlassen hat, obwohl sie eine andere Wahl gehabt hätte.“ Sie brach ab. Sie verriet nur selten so offen, was sie fühlte.

„Das überrascht mich nicht.“ Graces Gesicht war plötzlich angespannt. „Du musst deiner Mutter sehr nahe gestanden haben.“

„Unglaublich nahe“, flüsterte Heather. Sie hatte Grace nicht beunruhigen wollen, die so mitfühlend und liebevoll war. Die junge Frau gehörte eindeutig zu den einfühlsamsten Menschen, denen Heather je begegnet war. „Ich wollte deine Mutter nicht kritisieren“, entschuldigte sie sich schnell.



„Das weiß ich“, antwortete Grace. „Ich hoffe, du weißt, wie dankbar ich dir bin, Heather, weil du mich fährst und das alles auf dich nimmst.“

„Hey, für einen kleinen Ausflug bin ich immer zu haben.“

Grace schwieg eine Weile. Dann sagte sie leise: „Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, dass dich das Verhalten meiner Mutter stört. Ich schäme mich deshalb auch.“

Heather konnte sich das gut vorstellen. So etwas passierte normalerweise nicht ohne Grund, auch nicht bei nichtamischen Ehepaaren. Konnte es sein, dass hinter Letties Flucht bei Nacht und Nebel viel mehr steckte, als alle ahnten? „Ich bin gespannt, was deine Mutter sagt, wenn sie dich sieht“, sagte sie.

Grace seufzte. „Ehrlich gesagt macht mir das Sorgen.“

„Sie wird sich bestimmt freuen, oder?“

„Ich habe keine Ahnung.“ Grace verzog das Gesicht. „Mama hat, seit sie im letzten Monat verschwunden ist, niemandem verraten, was sie denkt. Ach, eigentlich schon lange vorher ...“ Zögernd erzählte sie von dem seltsamen Verhalten ihrer Mutter. Sie schwieg einen Moment und schaute aus dem Fenster. „Es begann alles, als sie bei einem Scheunenbau in der Nähe von Strasburg, zu dem wir gefahren waren, die Zwillingschwester eines früheren Freundes traf. Wir waren dorthin gefahren, um beim Kochen zu helfen.“

*Das* war eine interessante Neuigkeit. „Ein Freund ... oder jemand, der ihr näher stand?“, fragte Heather, obwohl sie nicht sicher war, ob sie so neugierig sein durfte.

„Mehr sollte ich wahrscheinlich nicht erzählen“, antwortete Grace.

„Entschuldige, ich wollte nicht neugierig sein.“

„Danke für dein Verständnis.“ Grace wandte sich wieder zum Fenster.

Hinter Lettie Bylers Verschwinden steckte also doch mehr, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Heather hatte das unerklärliche Gefühl, in etwas sehr Kompliziertes hineingeraten zu sein. Es ging offenbar um mehr als nur um den Besuch einer Tochter bei ihrer Mutter.

Heather warf die Bananenschale in den kleinen Abfallbeutel, der an der Konsole hing. Dann klappte sie die Sonnenblende nach unten und holte ihre Sonnenbrille heraus. *Halte dich einfach heraus*, sagte sie sich und war plötzlich ganz erschöpft. Dieses Thema, dass Graces Mutter

verschwunden war ... sie verstand nicht, warum sie das alles so mitnahm. Sie kannte diese Frau nicht einmal.

Sie atmete tief durch und versuchte ihre Gefühle in den Griff zu bekommen, denn sie erinnerte sich an Dr. Annie Marshalls Rat in der Broschüre der Kurklinik: *Versuchen Sie alles, um Stress zu vermeiden, da Stress schwere Krankheiten auslösen kann.* Aber sie hoffte trotzdem, dass den Bylers nicht eine dauerhafte Trennung bevorstand. Sie hatte gesehen, was solche Trennungen in Familien anrichten konnten. Sie hatte die Horrorgeschichten von Klassenkameraden gehört, die ihr von der Wut und dem Schmerz erzählt hatten, die die Midlifecrisis ihrer Eltern hervorgerufen hatten. Was brachte Menschen dazu, sich derartig zu benehmen? Warum waren sie plötzlich so egoistisch, dass sie nur noch sich selbst sehen konnten?

*Wie Devon Powers.* Ihr Ex-Verlobter kam ihr ungebeten in den Sinn. Angesichts aller Umstände war Heather erleichtert, ja sogar froh, dass sie sich getrennt hatten. *Mir bleibt es erspart, dass er mich in mehreren Jahren verlässt und womöglich auch noch Kinder darunter leiden müssen.* Egal, wie alt sie waren – die unschuldigen Kinder traf es immer am schwersten: Ihnen wurde bei einer Trennung der Eltern das Herz gebrochen.

Heather begriff, dass die unbekannte Ursache, die Graces Mutter zu diesem Handeln bewogen hatte, die Gefahr barg, der ganzen Familie Byler großen Schaden zuzufügen. Aber trotz ihrer Sorge um Grace war es am besten, wenn sie sich aus ihren Familienangelegenheiten heraus hielt, auch wenn sie noch so gern helfen würde. *Ich bringe Grace zu ihrer Mutter. Das ist alles.*

Sie musste sich auf ihr eigenes Leben konzentrieren. Ihre Fastenkur in der Kurklinik sollte in vier Tagen beginnen, am kommenden Montag. Sie konnte es sich nicht erlauben, sich ablenken zu lassen. In Bezug auf ihre Gesundheit durfte sie nicht länger auf der Stelle treten. Und da ihr Vater mit ihrer Entscheidung, eine alternative Heilungsmethode zu versuchen, inzwischen einverstanden war, schon gar nicht.

Egal, was in Ohio passierte, ob es gut oder schlecht lief, war Heather fest entschlossen, spätestens am Samstagabend nach Pennsylvania zurückzukehren. Ob mit Grace und ihrer Mutter oder ohne sie.